yo!
YANEQ
YANEQDOTEN

FANTÔME Verlag Vol. 44
ISBN 978-3-940999-26-9

1. Auflage
© Copyright 2012 bei Jan „Yaneq" Kage. Alle Rechte vorbehalten.

Mehrere Yaneqdoten sind 2011 auf http://www.hhv-mag.com erschienen.
Die Reihe wird monatlich fortgesetzt.

Illustrationen: KLUB7 (www.klub7.de)
Layout: Gundula Schmitz
Lektorat: Heinrich Dubel, Bettina Hort

Druck und Bindung:
Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
www.digitalakrobaten.de

FANTÔME Verlag GbR, Berlin
www.fantome.de
info@fantome.de

Inhalt

Mach es auffällig 11

Venga, venga, motherfuckers! 15

Sexismus – zwei Reiseerfahrungen 19

Have a break – have a Kitkat 22

Drei Monate – The End 27

Dekadenz 30

Wichsen 34

Verarscht 39

Karma Chameleon oder Eher brennt die BVG 45

Nur ein Traum 49

Prostitution und Arbeit - Ein Versuch in vier Akten 57

Dr. Pfleger 63

Waaas?! 71

Komi, KKK, Meese und der alte Sack in Köpenick 75

Aufbau West 79

Schwule Nazis 82

Ich will nicht mehr! 87

Wireless Lan 91

SSSt 95

Learn the rules, kid! 99

Immer diese Rechnungen 101

Leben als Fiktion 107

Yaneq
Where's my work desk?
Clean in
Clean out
ACAB

Mach es auffällig

Wenn man etwas Verbotenes tun will, ohne sich dabei erwischen zu lassen, sollte man es möglichst auffällig und dreist machen. Auf diese Weise erweckt man am wenigsten Verdacht. Wer besonders unauffällig wegguckt, wenn er einen Wachmann sieht, hat schon verloren, denn er erregt dessen Misstrauen.

Zum Beispiel trug ich einmal von den Polizisten im Treppenhaus unbehelligt einen Plattenspieler weg, nachdem die Cops die illegale Party meines Freundes aufgelöst hatten, während sie den unsicheren Typen, der nur vier Schritte hinter mir versuchte, eine Kiste Platten zu retten, aufhielten und die Kiste konfiszierten. Es liegt am Blick und an der Art.

Ein Glanzstück an Unverfrorenheit gelang zwei Bekannten von mir in dem Bonner Vorort, wo wir aufwuchsen. Sie fuhren mit einem Pritschenwagen und in graue Hausmeisterkitteln gekleidet vor die örtliche Polizeiwache, gingen hinein und teilten dem ersten Beamten, der sie fragend anblickte, unverfroren mit: „Tach. Wir sollen den Schreibtisch hier abholen."

„Was? Davon weiß ich ja gar nichts!" sagte der Polizist verwundert und vielleicht auch ein wenig beleidigt darüber, dass man es nicht für nötig gehalten hatte, ihn zu informieren, doch fügte er sich brav: „Ja, Moment mal." Dann räumte er die Schubladen aus, stellte die Schreibtischlampe und das Telefon auf den Boden und meine Bekannten trugen den Tisch raus, hievten ihn auf den Pritschenwagen und fuhren davon. Von einer Anzeige sahen die Bullen ab. Den Tisch haben sie nie wieder gesehen.

Einmal machte mir ein befreundeter Streetartist einen Schriftzug meines Namens, weil ich kalligraphisch nicht so begabt bin wie er. Für mein Albumcover wollte ich nicht nur den Schriftzug, sondern auch ein Foto davon. Ein Foto des Schriftzugs in beeindruckender Kulisse, um genau zu sein. Wir wählten ein abgerocktes Haus in Sichtweite des Potsdamer Platzes. Das Haus steht hinter dem alten Club *Tresor*, der gerade abgerissen worden war, sodass man freie Sicht auf die vierspurige Leipziger Straße und das Finanzministerium hatte. Ein Ort, so zentral und wichtig, dass alle fünf Minuten eine Wanne oder ein Sixpack vorbeifuhren und permanent Touristen und dergleichen auf und ab flanierten.

Wir trafen uns um elf Uhr morgens vor dem Haus. Mein Freund – nennen wir ihn mal aus strafrechtlich relevanten Gründen Beduine – erschien im weißen Maleroverall, in den Händen jeweils einen Farbeimer und eine Teleskopstange mit Malerrolle dran. „Ey, Yaneq, voll geil. Mich haben alle Handwerker in der U-Bahn gegrüßt!", rief Beduine vor Freude strahlend zur Begrüßung.

Wir kletterten über die Mauer, um zu der von uns ausgewählten Wand zu kommen. Dafür mussten wir auf ein vier Meter hohes Vordach steigen. Wer auf der Leipziger Straße ging oder fuhr, konnte uns sehen, wenn er über den Bauschutt des Tresors guckte. Aber niemand nahm Notiz von uns und Beduine malte dreißig Minuten lang in aller Ruhe ein fast drei Meter hohes und gut sechs Meter breites „Yaneq“-Piece an die Wand. Immer wieder trat er von der Wand zurück, ging vorsichtig über das baufällige Vordach, das permanent unter unserem Gewicht einzustürzen drohte, um Maß zu nehmen und rollerte dann weiter. Als er fertig war, zog ich mir meine feine Bühnenjacke an, er nahm seine Kamera und machte noch anderthalb Stunden lang in aller Ruhe Fotos von mir vor dem Motiv. Dann packten wir zusammen und verließen nach gut zwei Stunden das Areal über die Mauer, über die wir schon gekommen waren. „Clean in – clean out!” sagte Beduine. Dann gingen wir Kaffee trinken.

Wenn man etwas Verbotenes tun will, ohne sich dabei erwischen zu lassen, sollte man es möglichst auffällig und dreist machen. Auf diese Weise erweckt man den geringsten Verdacht. Allerdings sollte man nach Möglichkeit nüchtern sein, wenn man etwas Verbotenes tun will, ohne sich dabei erwischen lassen. Betrunkenen Zustands kann die Nummer gut nach hinten losgehen. So ist es einmal zwei Brüdern ergangen, die man Anfang der 90er in Bonn nur als die Müller-Brüder kannte.

Die Müller-Brüder waren legendär in der Gegend. Sie waren auf jeder Party und selten ohne den Einfluss berauschender Substanzen anzutreffen. Tim Müller, der jüngere, fackelte einmal, siebzehnjährig, versehentlich das halbe Haus seiner Eltern ab, als diese verreist waren und er die Gelegenheit nutzte, sämtliche seiner Bekannten und deren Freunde samt deren Bekannten und Freunde zu einer Bottleparty einzuladen.

Einmal schwankten sie nachts besoffen aus einer Bonner Antifa-Kneipe und liefen Arm in Arm und wahrscheinlich Slime-singend durch die Straßen, bis sie am Bonner Loch an der dort gelegenen Polizeiwache vorbeikamen, neben der damals gerade eine Baustelle war. Das Bonner Loch ist ein tiefergelegter Platz vorm Hauptbahnhof, an dem Skater und Junkies abhingen. Die Müller-Brüder guckten sich an, ein Geistesblitz erhellte ihre Mienen von innen und dann sagten sie wahrscheinlich so was wie: „Scheißbullen!“ und: „Einmauern!“

Die Müller-Brüder gingen auf die Baustelle, Stefan schmiss den Betonmischer an, Tim kippte Zement und Wasser hinein und schaufelte Sand dazu. Dann schmissen sie Steine in eine Schubkarre, kippten den frischen Zement in Eimer, schafften alles vor die Wache und begannen umgehend damit, eine Reihe Steine in den Eingang zu mauern. Sie klecksten den Zement auf die Steine und legten Reihe um Reihe

aufeinander. Als sie ihr Werk auf Hüfthöhe gebracht hatten, kam endlich ein Polizist vor die Tür und wunderte sich laut: „Wat is denn datt hier?“

Die Müller-Brüder antworteten mit vor Stolz geschwellter Brust: „Wir mauern euch ein, Scheißbullen!“

Sie kamen nicht mehr dazu, eine weitere Reihe Steine aufzulegen, denn der laut lachende Cop rief seine Kollegen und gemeinsam verfrachteten sie das revoltierende Brüderpaar in die Ausnüchterungszelle.

Wenn man etwas Verbotenes tun will, ohne sich dabei erwischen zu lassen, sollte man es möglichst auffällig und dreist machen. Allerdings auch nicht zu auffällig und zu dreist und vor allem auch nicht zu betrunken. Sonst weiß man beim Aufwachen am nächsten Morgen nicht so genau, wo man ist. Was bleibt, ist nur die dunkle Ahnung, erwischt worden zu sein.

ART
WITH
BRIAN
CITY!

Venga, venga, motherfuckers!

Eigentlich war ich vorgewarnt. Mein Geschichtslehrer hat uns früher in der Schule eingebläut: In der Stadt sind die Menschen freundlich und nett, auf dem Lande bösartig und gemein! Was natürlich daran liegt, dass der Stadtmensch Kultur hat.

Nun muss der Stadtmensch aber ab und zu die Stadt zwecks Erholung verlassen, sonst dreht er durch oder zehrt sich auf. Hier ’ne Party, da ein Fest, guck doch mal die Vernissage dort an und morgen hat Peter Geburtstag. Alles Veranstaltungen, die es an sich haben, dass man sie nicht nüchtern verlässt. Die Spirale dreht sich immer schneller und wenn man ihr Ende erreicht, wird man zum Urlauben herausgeschleudert. Der Städter braucht die Sommerfrische und der Berliner braucht sie wegen der langen grauen Winter schon im Februar.

So flog ich in eine Gegend der Welt, wo es absolut keine Kultur gibt. Nichts, *niente*! Nur Vulkangestein, Strand und Menschen, die von der neuen *Tyler-the-Creator*-Platte ebenso wenig wissen wie von Banksys Film und die mit beiden, wenn sie sie denn kennen würden, auch nichts anzufangen wüssten. Ideal, um die nervöse Überspanntheit abzuschütteln und sich ein wenig auszuruhen.

Gran Canaria, am äußersten Rande der EU, bietet mit seinen Hotelburgen für dicke, deutsche Rentner und dicke, deutsche Schwule im Süden der Insel und seiner schlichten Bebauung im Westen und Norden, wo die etwas herbe lokale Bevölkerung lebt, nicht viel Ablenkung. Ideale Voraussetzungen, um ein dickes Buch zu lesen, zu dem man sonst nicht kommt (Jonathan Franzen), Frisbee am Strand unter der Einflugschneise des Flughafens zu spielen und zu schnorcheln.

Mein Kumpel Beduine, ein gefeierter Street Artist und DJ, war zum vierten Mal in diesem Winterquartier. Wir kochten jeden Abend Fisch, tranken Wein, ich verzichtete auf Gras, fing dafür wieder das Rauchen an und ging einmal die Woche joggen. Aber wenn man so gut und erholsam lebt, schüttet der Körper Hormone aus, deren Wirkung man fast vergessen hat. Hormone der Unruhe, der Unternehmungslust, Hormone, die dich aus dem Haus treiben, Frauen suchen, einen trinken gehen lassen. Kurz: irgendwann fällt die Decke auf den Kopf. Da hilft nur Action und Furore. Also ab in den Süden der Insel zu den bronzefarbenen Rentnern und den nackten Schwulen am Strand, auf nach Playa del Ingles, wo die Plattenbauten nach Antalya oder Palma de Mallorca aussehen, wo in zugepissten Ladenpassagen Swingerclubs zum Beischlafen laden und wo man hinterm Tresen deutsch spricht. Ab in die Fußballkneipe.

Beduines fränkischer Heimatclub spielte am Abend (und gewann). So saßen wir da, Kölschstangen vor uns, die Ich-kiffe-nicht-mehr-Kippe im Gesicht und kamen mit einem Rentnerpaar aus Wanne-Eickel ins Gespräch. *Lucky us*, denn der freundliche Mann mit dem grauen Schnauzer entpuppte sich als mehrmaliger Skat-Weltmeister! Wann lernt man denn so einen schon mal kennen? Ist Skatweltmeister eine Einzel- oder Teamkategorie? In wievielen Ländern wird überhaupt Skat gespielt? Spielt man überhaupt noch Skat? Seid ihr dann auch Kegler? – Ja, aber nur Hobby. Fragen über Fragen, die dazu führten, dass wir unser gesamtes Budget in Kölsch und Wodka investierten und den letzten Bus verpassten.

Wir mussten einen Umweg fahren und dann eine dreiviertel Stunde zu Fuß an der Landstraße lang laufen, Bierdose in der einen Hand und den Daumen der anderen freundlich in die Luft gestreckt, wenn ein Auto an uns vorbeifuhr. Aber wer nimmt nachts um drei schon zwei lange Kerls auf der Landstraße mit? Eben.

Bis irgendwann dieser rote Kleinwagen, aus dem es weithin vernehmlich Bumm-Bumm-Bumm schallte, um die Ecke bog, seine Insassen laut johlend und zur Hälfte aus dem Fenster lehnend. „Oh, die Technojugend", sagte ich zu Beduine und hielt wieder die Tramperhand in den Wind, voller Freude über einen Ride und – wie es sich anhörte – eine Afterparty. Das Auto wurde langsamer, der Beifahrer johlte. Ich johlte auch, Kölsch im Blut: „Da simmer dabei!" Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, beziehungsweise ohne die aufgeputschte, aus dem Autofenster hängende Dorfjugend. Der Beifahrer johlte, schwang eine Flasche und spritzte uns im Vorbeifahren nass.

Kurzer Schreck, besser: Moment des ungläubigen Staunens, dann riefen wir hinterher: „*Vamos, venga, venga, you fucking assholes*" oder ähnlich international Verständliches. Und sie kamen tatsächlich vier Minuten später zurück, diesmal in der anderen Richtung, und verspotteten uns im Vorbeifahren. Wir also wieder: „Venga, motherfuckers! Come here."

Nun, ich bin von Haus aus nicht der begabteste Schläger und von meiner Philosophie her eher auf Ausgleich und Versöhnung bedacht, aber genug ist genug: Vier gegen Zwei, Autofahrer gegen Fußgänger – wir waren in einer moralisch eindeutigen David-gegen-Goliath-Situation. Dazu kommt: Wenn sie bloß einmal an uns vorbeigefahren wären und der Beifahrer alleine Quatsch gemacht hätte, wäre es ja okay gewesen. Können die anderen im Auto ja nichts für. Aber die gelangweilte, aufgeputschte Dorfjugend hatte umgedreht, um die einsamen, abgebrannten Landstreicher zu verspotten! Fucking Rednecks. Sie wollten es nicht anders.

Wir nahmen uns jeder einen Stein, einen guten, festen Stein, der in die Hand passt und den man schleudern kann. Biblisch. Wir gingen weiter,

gingen ein bißchen auseinander, Beduine zwanzig Meter vor mir. In der einen Hand die Strandtasche mit dem Frisbee und dem dicken Buch und in der anderen Hand den Stein. Und dann kamen sie wieder um die Kurve, Bumm-Bumm-Bumm machte der David- Guetta-Kirmestechno. Der Beifahrer hing wieder raus, schwang seinen Wasserflaschenarm und spritzte wieder. Ich hob meinen Stein und wollte ihn hinterher pfeffern, aber dachte gleichzeitig, der ist schon zu weit weg, also rief ich Beduine „Die Wichser" zu und in diesem Moment waren sie genau auf seiner Höhe. Er schmiss seinen Brocken genau ins hintere Seitenfenster. Vielmehr durch das Fensterglas. Dann wurden die Sekunden lang.

Ich schloss zu ihm auf, wir standen und guckten, wie der Wagen erst unvermindert weiterfuhr und erst nach 40, 50 Metern Fahrt die Bremslichter aufleuchten ließ. Sie leuchteten lange. Wir standen da am Straßenrand, die Straße gelb beschienen, ein paar einfache Landhäuser rechts und links – so Mauern aus grob gehauenem Stein – und hinten, unter einer Laterne, der kleine Bumm-Bumm-Wagen mit den roten Bremslichtern. Wie im Western: *Showdown*.

Beim kleinen, roten Wagen erloschen die Bremslichter, dafür schien der Fahrer den Rückwärtsgang eingelegt zu haben, es leuchtete jetzt weiß. „Komm, wir botten," rief Beduine und war schon in diesem Feldweg zwischen den zwei Mauern links verschwunden. Ich hinterher, die Strandtasche am Arm, meinen Stein noch in der Hand. Beduine kamen jetzt seine jahrelangen Street Art- und Grafitti-Erfahrungen zu Gute, ein Satz und er war über die zwei Meter hohe Mauer. Ich, der auf seine sportliche Leistungskraft nie besonders stolz war, warf meine Tasche rüber und rief vorsorglich: „Hilf mir hoch", schaffte es dann aber doch alleine. Beduine suchte den Boden ab: „Wir brauchen Stecken." Er fiel direkt ins Fränkische, obwohl er sonst immer Hochdeutsch sprach. „Das ist ein geiler Stecken, Yaneq." Ich prüfte ihn. Es waren noch Nägel drin.

Wir hatten aus unserem Versteck gute Sicht auf die Landstraße. Der kleine, rote Wagen fuhr auf und ab. Dreimal, viermal – sie suchten uns. Wie gesagt: Ich bin nicht der beste Schläger. Was vor allem daran liegt, dass ich nur schwer die nötige Wut aufbringe. Ich habe mir angewöhnt, arrogant über der Situation zu thronen. Du musst mir schon 'nen Nazi hinstellen. Aber vier besoffene Bauern? Andererseits: auf diskutieren sind die jetzt auch nicht mehr aus. Im Kopf spielte ich es durch: Einen kannst du mit dem „Stecken" strecken und die anderen hoffentlich erschrecken. Danach ist alles offen. Sie sahen uns nicht.

Nach acht oder zehn Minuten gingen wir weiter. Wir waren schon am Stadtrand. Immer, wenn wir ein Auto hörten, versteckten wir uns in einem Eingang. Den Stecken in der einen, die Tasche mit dem Buch in der ande-

ren Hand. Beduine zeigte mir noch, wie man am unauffälligsten in einer Allee läuft: dicht an den Bäumen. Dann waren wir wieder zu Hause bei den zwei Surferjungs, bei denen wir uns eingemietet hatten.

Man kann natürlich den Standpunkt vertreten, wir hätten übertrieben reagiert: Ein Stein gegen ein paar Wasserspritzer! Und ich habe den Gedanken selbst von links nach rechts gewälzt. Aber das Gefühl, sich von den Bauern nicht verarscht haben zu lassen, sondern ihnen einen mitgegeben zu haben, diesen bösartigen und gemeinen Landmenschen, die immer wieder zurück kamen, um sich ihre bäuerliche Langeweile zu vertreiben, in dem sie uns noch mal und noch mal verspotten, das war schon ein gutes Gefühl. *Don't fuck with Berlin City*!

Und mit diesem guten Gefühl bin ich dann zurück nach Hause, zu den guten Menschen in den Clubs und auf den Partys, den Künstlern auf ihren Eröffnungen, den Konzerten und all den schönen Frauen.

36
BAY
BHO-
SIK
LEE

Wireless Lan

Es war Anfang der Nuller Jahre und Hype hatte Geburtstag. Er feierte in der kleinen Galerie Tristesse Deluxe, die damals noch in der Schlesischen Straße war. Einige Leute waren gekommen. Neben den Berliner Oldschoolern auch all diejenigen, die damals HipHop oder ähnliches in der Stadt machten und mit ihm befreundet waren. Hundert Leute vielleicht.

Ich saß hinten nah der Bar und den Toiletten mit vier Jungs, die ich nicht kannte. Wir unterhielten uns bei Bier und Joints. Irgendwann kam das Thema Ausländer auf. Ich war schon gut angetüdelt und angeraucht und stellte nun meinen Ethno-Blick scharf.

„Ach so, ihr seid Türken", sagte ich und freute mich. „Ich kenn 'nen super Witz!"

Durch die Wolken meines Rausches brach jäh die Realität der Situation. Der Sound ging quasi aus und ein Spot richtete sich auf mich. Kein zurück mehr. Das war mir aber auch egal. Mein Leben lang habe ich gerne Witze gehört und sie ebenso gerne weitererzählt und mich dann irgendwann gefragt, wer sich diese Witze ausdenkt. Wo kommen die her? Gibt es da Autoren und Redaktionen für? Heißen diese Redaktionen Kneipe? Was sind das für Menschen, die sich Witze ausdenken? Oder schreibt sie gar das Kneipenkollektiv gemeinsam? Eine deutsche Form von *oral history* also?

Irgendwann, kurz vor Hypes Geburtstag fiel mir einfach so, ohne großes Nachdenken, mein erster eigener Witz ein. Keine Ahnung, warum gerade mir als gutem alten, linken Multikulturalisten ein Türkenwitz einfallen musste, aber so war es nun mal. Zumindest scheinbar. Als kleine Info zum besseren Verständnis der folgenden Pointe sei vorausgeschickt, dass es die Zeit war, als Internet zwar nicht mehr unbedingt, aber Laptops doch noch Neuigkeitswert besaßen.

„Du weißt, was jetzt passiert, wenn der Witz scheiße ist?" fragte einer meiner Gesprächspartner.

„Na klar, dann kannste mich boxen. Pass auf: Was ist ein Türke mit 'nem Laptop?"

Die Jungs dachten ernsthaft nach, Denkmimik in den Gesichtern. Dann sagte der Wortführer: „Keine Ahnung. Kann alles mögliche sein! Ein Dieb?"

„Nein, Mann. Was denkst du, was ich hier für Witze erzähle? Ich bin doch kein Nazi!"

„Weiß ich nicht, Alter! Was ist er?"

Ich setzte eine Kunstpause, die vier guckten mich gespannt an und dann droppte ich die Pointe: „Wireless Lan!"

Zwei von ihnen, der Wortführer darunter, packten sich augenblicklich weg vor Lachen, fielen fast von ihren Hockern. Die anderen beiden blieben regungslos sitzen, in ihren Gesichtern verzog sich keine Miene. Dann fragten sie, nachdem die ersten beiden ausgelacht hatten, trocken, aber durchaus interessiert: „Was ist das: Wireless?"

Das Tolle an dem Witz ist, dass er als Seismograph des deutschen Apartheitsystems funktioniert. Erzählt man ihn einem wohlbehütet aufgewachsenem deutsch-deutschen Mittelklasse-Studenten, der keine deutsch-türkischen Freunde oder Bekannte hat, dann erntet man weder Lachen noch eine klärende Rückfrage. Die lieben Jungs und Mädels wissen einfach nicht, was das türkische *Lan* bedeutet. Und wenn man es ihnen dann erklärt ... Aber erklärte Witze halt: Die Pointe verendet zuckend und röchelnd im Straßengraben.

Obwohl, manchmal muss man auch einen Witz erklären. Vor allem den spontanen. Als ich zum Beispiel zum ersten Mal zu meinem Friseur in der Wrangelstraße ging, um mich bei Tarantinos *Inglourious Basterds*-Statisten-Casting in Babelsberg mit schnieker Dreißiger-Jahre-Frisur auf Nummer sicher zu empfehlen, guckte mich Ali ein bisschen geschockt an, als ich ihm erklärte, ich bräuchte eine Nazifrisur.

„Nein, nicht Skinhead! So Dreißiger Jahre, hinten hochrasiert und vorne zurück gegelt! Ich will zu einem Casting."

„Ach so," sagte er. „Das kriegen wir hin!" Seitdem fragt er jedes Mal, wenn ich zu ihm komme, ob ich wieder einen Nazischnitt will. Ich bin dabei geblieben. Bei ihm und bei der Frisur.

Die Rolle habe ich damals nicht gekriegt. „Wieso nicht?" fragte Ali.

„Die haben gesagt, ich sehe nicht deutsch aus! Ich könnte aber vielleicht einen Franzosen geben, am Ende, wenn das Kino in die Luft fliegt." Aber auch daraus ist leider nichts geworden.

Später sind mir dann noch zwei Witze eingefallen, die nach dem gleichen Muster funktionieren, aber sie haben nicht die gleiche schlichte Eleganz wie *Wireless Lan*. Sie kommen noch mehr um die Ecke, aber gerade das macht ihren besonderen Charme aus. „Wie grüßen sich zwei heterosexuelle HipHop-Schwuchteln in einem New Yorker Sushi Restaurant?"[1] ist der eine. Und „Wie nennt man grundsätzlicherweise einen asiatischstämmigen Amerikaner, der die Schnauze von San Franzisko voll hat?[2]" der andere. Ach so, einen noch: „Wie nennt man einen Nordafrikaner, der mit MDMA handelt?"[3]

[1] „Whas-a-bi?"

[2] „Bay-sick-Lee"

[3] „E-gibt-er"

Da kommt eigentlich keiner drauf. Sehr gute Denker aber haben Wireless Lan schon erraten. Das waren aber wirklich nur zwei oder drei in den bald zehn Jahren, in denen ich den Witz nun schon mit gleichbleibender Begeisterung erzähle.

Falls irgendjemand behaupten sollte, er hätte den Witz schon mal gehört und in Zweifel zieht, dass ich der Schöpfer dieser Perle bin: Er irrt! Wenn ich auf zwei Sachen im Leben wirklich stolz bin, ist es dieser Witz und die Lösung der alten Frage, was zuerst war, das Huhn oder das Ei. Aber die beantworte ich an anderer Stelle mal. Meine Witze jedenfalls, soviel habe ich rausgefunden, entstehen nachts am Tresen.

Leben als Fiktion.

Alle Yaneqdoten sind selbstverständlich frei erfunden. Jedwede Ähnlichkeit ihres Personals mit tatsächlich existierenden Menschen, bis auf Peter Behrens, Milan Kundera, Jonathan Meese, die Schaffnerin Frau Reich und Bob Geldof, ist rein zufällig.
Auch Yaneq ist nur erfunden und erdichtet - von Yaneq selbst.
Das Leben als Fiktion.